

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
BRUNO PFEIFLE <i>Leiter des Jugendamtes der Stadt Stuttgart, und</i> KERSTIN LANDUA <i>Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe des</i> <i>Vereins für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin</i>	
<u>Fachreferate</u>	
„Diagnostik“ als Grundlage für eine fachlich begründete Hilfeplanung: Inhaltliche Anforderungen und angemessene Semantik	13
PROF. DR. JOACHIM MERCHEL <i>Fachhochschule Münster, Fachbereich Sozialwesen</i>	
Anforderungen an eine sozialpädagogische Diagnostik, exemplarisch am Beispiel des Forschungsprojektes „Sozialpädagogische Diagnosen familiärer Notlagen und Hilfskonzepte“	30
PROF. DR. UWE UHLENDORFF <i>Professor am Institut für Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung und Pädagogik der frühen Kindheit der Universität Dortmund</i>	
Familien (sich) Veränderungen zutrauen. Das Konzept der Resilienz und seine Bedeutung für pädagogisches Handeln	45
DR. MARIE-LUISE CONEN <i>Leiterin des Context-Instituts für systemische Therapie und Beratung, Berlin</i>	
<u>Arbeitsgruppen: Erfahrungswerte, angewandte Methoden und Konzepte</u>	
Arbeitsgruppe 1: Sozialpädagogische Diagnosen für Kinder, Jugendliche und Familien: Berichte aus der Praxis	58
STEPHAN CINKL <i>Diplom-Psychologe, Supervisor und Familientherapeut, Brandenburgisches Institut für Familientherapie, Strausberg,</i> MICHAEL KLUTTIG <i>Ambulanter Familienhelfer, Alida-Schmidt-Stiftung, Hamburg</i>	
Arbeitsgruppe 2: Die sozialpädagogische Diagnose. Rahmenvorgaben des Deutschen Vereins	73
KARL-HEINZ WEYRICH <i>Mitarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes, München</i>	

Familien (sich) Veränderungen zuvertrauen.

Das Konzept der Resilienz und seine Bedeutung für pädagogisches Handeln

DR. MARIE-LUISE CONEN

Leiterin des Context-Instituts für systemische Therapie und Beratung, Berlin

Noch vor wenigen Jahren lag in der sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen der Schwerpunkt auf deren Problemverhalten, Defiziten und erschwerten Bedingungen des Aufwachsens. Dies trifft sicherlich auch weiterhin für einen großen Teil von Jugendhilfeangeboten für diese Kinder und Jugendlichen zu. Dennoch hat sich seit einiger Zeit ein Begriff und damit ein Konzept mehr Gehör verschafft, das im angloamerikanischen Raum seit zwei Jahrzehnten zum Standard von Praxis, Forschung und Lehre gehört: *Resilienz*.

Mit Resilienz wird in den Sozialwissenschaften ein Begriff aus dem englischen übernommen – Resilience –, der eigentlich aus dem naturwissenschaftlichen stammt und im Oxford English Dictionary wie folgt unter anderem beschrieben wird: Elasticity: The Power of resuming the original shape or position after compression, bending; tendency to rebound or recoil (Kompression, Zusammendrücken, Biegen, Zurückspringen).

Verschiedene umfassende Studien haben daran angelehnt einige Definitionen von Resilienz hervorgebracht: Redl (1969): „... Fähigkeit, trotz widriger Umstände den erschwerenden Einflüssen zu widerstehen und nach kurzer Zeit ohne fremde Hilfe zum normalen Funktionsniveau zurückzukehren.“ Masten et al (1990) definieren Resilienz als einen Prozess und die Fähigkeit, eine erfolgreiche Anpassung herzustellen – obwohl Bedingungen bestehen, die dies erschweren beziehungsweise bedrohen.

Die meisten deutschen und angloamerikanischen Forschungsstudien zur Resilienz konzentrieren sich auf die Frage, was es ausmacht, dass Kinder trotz widrigster Lebensumstände und Not so integriert sind, dass ihnen eine gesellschaftliche Integration möglich wurde, das heißt es ihnen gelingt, ihren Aufgaben und Zielen gut funktionierend nachzukommen. Nur wenige Resilienzforscher gehen über die Individuumszentriertheit hinaus und betrachten die transaktionalen Prozesse, die Resilienz fördern. Noch relativ wenig ist bekannt, wie wachstumsfördernde Prozesse entstehen, sich entwickeln und auch gefördert werden könnten. Gelingt es uns zu verstehen, wie Familien es schaffen, ihr Leben trotz größter Not und Elend positiv zu gestalten, können bessere und auch effektivere Ansatzpunkte für Hilfestellungen sowohl für Kinder und Jugendliche als auch ihren Eltern entwickelt werden.

Die transaktionalen Aspekte, das heißt vor allem die Familie selbst und das soziale Umfeld als Ressourcen zu betrachten, hat vor allem Froma Walsh (1998) in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen gestellt. Ihre Definition von Resilienz ist daher meines Erachtens auch als die umfassendere zu betrachten: Sie geht davon aus, dass Resilienz die Fähigkeit umfasst, aus den widrigsten Lebensumständen gestärkt und mit größeren Res-

sources ausgestattet als zuvor herauszukommen, als dies ohne sie nicht der Fall gewesen wäre. Für Walsh gehört zur Resilienz vor allem

- ein aktiver Prozess des Wagemuts,
- die Fähigkeit zur Selbstkorrektur,
- das Wachsen als Antwort auf Krisen und daraus resultierenden Herausforderungen.

Resilienzforschung und die daraus abzuleitenden konzeptionellen und praktischen Überlegungen für die Jugendhilfe sind vor allem deshalb von großer Bedeutung, da sie einen wichtigen Gegenpol zu der oftmals pessimistischen oder kritischen Einschätzung der Zukunft von sozial benachteiligten Kindern setzt.

Angesichts der Entwicklungen vor allem in der sozialen Arbeit und hier der Jugendhilfe, geraten nicht wenige professionelle HelferInnen in sozialen Einrichtungen und Jugendämtern aufgrund von negativen Entwicklungen mit Familien, mit denen sie arbeiten, in eine zweifelnde oder gar verzweifelnde Haltung. So ist oft zu beobachten, dass positive Tendenzen, die sich aufgrund der Arbeit mit der Familie abzeichnen, durch eine Lawine sich überstürzender Ereignisse und Problemverhalten „überrollt“ werden. Dies führt bei den betreffenden HelferInnen zu dem Gefühl, „gegen Windmühlen zu kämpfen“. Insbesondere die deutliche Zunahme an Verelendung und Problemballungen vor allem in Jugendhilfefamilien wirkt sich erheblich auf die Einschätzung und damit auf die Motivation und das Alltagshandeln von professionellen HelferInnen, die mit diesen Familien arbeiten, aus. Mitarbeiter, die aufgrund ihrer methodischen Vorgehensweise eine eher ressourcenorientierte Haltung zeigen, werden in einem von Skepsis oder gar Pessimismus geprägten Helferumfeld als Exoten betrachtet. Ihre „rosarote Brille“ würde die Gefährdung von Kindern außer Acht lassen, „zu viel“ Hoffnung an die Potenziale und Ressourcen der Familien wird als störend betrachtet. Dennoch sollte trotz dieser Dynamik ein zentraler Aspekt in der Arbeit mit diesen Familien, die Einbeziehung der Ressourcen, verstärkter in den Vordergrund treten, da sie die Grundlage für diese Hoffnung sind. Die Ergebnisse der Resilienzforschung stellen einen wesentlichen Bestandteil jeder ressourcenorientierten sozialen Arbeit dar, da sie Zugänge zu Fördermöglichkeiten verdeutlichen, gerade und vor allem in der Arbeit mit sehr belasteten Familien.

Vor allem die Studie von Werner und Smith (1982) hat deutlich hervorgehoben, dass die Wechselwirkung von bestehenden Risikofaktoren, belastenden Lebensereignissen und protektiven Faktoren (Kind und Umwelt) den Anpassungsgrad des Individuums bestimmen. Die Hauptrisikofaktoren, die zum Zeitpunkt der Geburt bestehen (hierzu gehört unter anderem chronische Armut), bedingen durch belastende Lebensereignisse (zum Beispiel Scheidung der Eltern) eine relative Vulnerabilität. Protektive Faktoren wiederum tragen dazu bei, die Auswirkungen der Hauptrisikofaktoren und der belastenden Lebensereignisse abzumildern. Zu den protektiven Faktoren im Kind gehören unter anderem:

- soziale Fertigkeiten,
- soziale positive Orientierung,

- Selbständigkeit,
- im Umfeld nahe gleichaltrige Freunde,
- Zusätzliche Versorgungspersonen,
- Positive Eltern-Kind Beziehung.

Armut und Zugehörigkeit zur Unterschicht führen im Zusammenhang mit den damit verbundenen chronischen Belastungen und Benachteiligungen im Allgemeinen zu einer Gefährdung der kindlichen Entwicklung, vor allem wenn dies verbunden ist mit einer unzureichend versorgenden Umgebung (Rutter 1985; Goldstein und Tuma 1987; Heitmeyer 1996; Pfeiffer, Wetzels und Enzmann 1989).

Belastende oder temporär belastende kritische Lebensereignisse wie

- Erkrankungen,
- Krankenhausaufenthalte,
- Vorübergehende Trennung der Eltern,
- Scheidung der Eltern,
- Tod des Partners, eines Elternteils, eines Geschwisters oder nahen Freundes,
- Heirat,
- Schwangerschaft,
- Geburt eines Kindes innerhalb von zwei Jahren nach vorheriger Geburt,
- Eintritt in eine neue Schule,
- Vergewaltigung,
- Misshandlung,
- Sexueller Kindesmissbrauch und anderes mehr.¹

haben als belastende Lebensereignisse nicht an sich die Auswirkungen, die bislang von ihnen angenommen wurden. *Belastend wirkt sich vielmehr aus: die Vielzahl von Veränderungen, die oft mit dem Ereignis einhergehen und verarbeitet werden müssen.* Mit der Trennung und Scheidung der Eltern, so zeigen vor allem neuere Forschungsergebnisse (Ahrons 2004), als einem häufig vorzufindenden Belastungsfaktor für Kinder und Jugendliche, gehen in der Regel eine Reihe von weiteren Veränderungen einher: Wechsel der Wohnung und damit der häuslichen Umgebung, weniger Kontakt zum anderen Elternteil, Wechsel der Schule, weniger Kontakt zu bisherigen Freunden und ähnliches mehr. Außerdem zeigt es sich, dass die Abwesenheit des Vaters bei Jungen eine wesentliche Rolle spielt. Seltenere und damit vor allem nicht regelmäßige Kontakte zum Vater scheinen bei Jungen die Vulnerabilität zu erhöhen. Die seltenen Kontakte des Vaters werden als Desinteresse an ihrer Person verstanden, sie selbst wünschen sich mehr Kontakte. Dies erleben sie als kränkend und es wirkt sich problemhalterhaltend aus. Bei resilierten Jungen ist die Trennung vom Vater offensichtlich klarer (Bender 1995).

¹ Es ist allerdings noch nicht gelungen, valide Risikofaktoren zu identifizieren.

Es sind also nicht unbedingt einzelne Risikofaktoren an sich, die sich entsprechend auf das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen auswirken, sondern das gleichzeitige Auftreten von mehreren Faktoren, die zu einem Anstieg – bis zum zehnfachen – des Störungsrisikos beitragen (Rutter 1979). Ob die Vulnerabilität des Kindes sich verstärkt oder reduziert, hängt von der Interaktion mit seinem Umfeld ab. Die Reaktionen des Kindes sowie seiner Umgebung beeinflussen, inwieweit die Risikofaktoren kompensiert werden oder sich in ihren Auswirkungen sogar verstärken (Murphy u. Moriarty 1976). Von wesentlichem Einfluss ist – dies hat schon die Forschung zum Thema Selbstwirksamkeit (zum Circumplex Modell vgl. Olsen et al 1989) gezeigt –, *welche Bedeutung den Erfahrungen und Ereignissen gegeben werden*. Insbesondere dieser Aspekt stellt eine der wesentlichen Prämissen systemischen Arbeitens dar.

Vor allem Risikofaktoren wie Schichtzugehörigkeit, Armut, psychiatrische Erkrankungen eines Elternteils, Kriminalität der Eltern und anderes mehr sind Risikofaktoren, die vom Kind nicht direkt erfahren werden. Es erlebt diese über Verhalten und Erfahrungen (Baldwin, Baldwin u. Cole 1990). Das Kind beziehungsweise die Familie erhält Rückmeldungen durch das Umfeld, sie zeigen Erziehungspraktiken oder Verhaltensweisen, die vom Umfeld (Schule, Nachbarschaft, Kindergarten, Jugendamt usw.) als unerwünscht betrachtet werden.

Dennoch – die „großen Lebensereignisse“ sind es nicht, die Anpassungsprobleme vorhersagen lassen, sondern die kleinen Nickeligkeiten (Hassles), die nervend und frustrierend die alltäglichen Erfahrungen dominieren (können) (DeLongis 1982). Vor allem diese „Hassles“ haben wesentlichen Einfluss auf die Art und Weise, wie kritische Lebensereignisse wirken. Ihnen kommt mehr Einfluss auf den familialen Zusammenhalt zu als die kritischen Lebensereignisse selbst (zum Beispiel ständige Auseinandersetzungen um das Zubettgehen der Kinder). Erst das Ansammeln von vielen Frustrationen im Alltag und von kritischen Lebensereignissen führt zu Problemverhalten der Kinder und „Erziehungsresignation“ der Eltern (Wertlieb, Weigel u. Feldstein 1989). Dieser Aspekt sollte vor allem bei erziehungsresignierten Eltern beachtet werden, die aufgrund ihrer „Erziehungsresignation“ ihr Kind beim Jugendamt nur noch abgeben wollen (Cecchin und Conen 2005).

Die Ergebnisse der Studie von Farrington und West (1990) zu den protektiven Aspekten im Leben der Kinder und Jugendlichen werden auch von anderen Studien (Kauai-Längsschnitt-Studie, Rochester Child-Resilience-Projekt, Londoner Delinquenz-Studie, Bielefelder Invulnerabilitätsstudie, Mannheimer-Risikokinder-Studie, Erlanger Studie) bestätigt:

Vor allem die Studie von Werner und Smith (1992), aber auch Rutter (1979), Garmezy (1985) und Masten et al (1988) weisen darauf hin, dass für eine positive Entwicklung eine der wichtigsten Faktoren ist, dass eine emotionale Beziehung zu einer Person besteht. Können die Eltern diese emotionale Beziehung nicht herstellen, ersetzen diese Personen wie ältere Geschwister, Tanten, Onkel, Großeltern und andere Personen in der weiteren Familie. Darüber hinaus leisten auch Kontakte zu anderen, wie Freunden, Nachbarn, Lehrern, Pfarrern und anderen Mentoren, ihren Beitrag zur Resilienz des Kindes (Rutter 1985, Werner u. Smith 1992).

Das Gefühl, gebraucht zu werden, ist eine weitere wichtige Bedingung für die Entwicklung von Resilienz. Dazu gehört auch die Ausführung von verantwortungsvollen Aufgaben, wie zum Beispiel die Mithilfe im Haushalt der Familie. Mädchen, die in solche Aufgaben oftmals hinein sozialisiert werden, erweisen sich daher auch im Allgemeinen als resilienter im Vergleich zu Jungen.

Farrington und West (1990) beschreiben als protektive Faktoren unter anderem kognitive Kompetenzen (Durchschnitts- oder hohe Intelligenz), Beenden der Schule, leistungsorientiertes Arbeiten in der Schule, starkes Interesse der Eltern an der Bildung ihres Kindes bereits im Alter von acht Jahren, keine delinquenten Freunde haben, Freunde in der Schule haben, hohe Popularität bei anderen Kindern und Jugendlichen, hohes Selbstwertgefühl und anderes mehr.

Von besonderer Bedeutung ist für Kinder und Jugendliche die Erfahrung von Sinnhaftigkeit, Struktur und Bedeutung in der eigenen Entwicklung (Sense of Coherence), ferner ein Überzeugtsein von der eigenen Wirksamkeit, das einher geht mit Selbstvertrauen und einem aktiven Bemühen um die Bewältigung von Problemen. Resiliente Kinder suchen häufig Informationen bei Problemen und auch den Rat bei (anderen) Erwachsenen. Sie sprechen über ihre Probleme und beziehen dabei Freunde und andere Erwachsene ein. Es zeigt sich, dass sie eine größere Frustrationstoleranz haben sowie kontaktbereiter und aufgeschlossener sind. Ihre höhere Aufgabenorientiertheit ist verbunden mit einer realistischen Betrachtung ihrer Zukunft und deutlich weniger Hilflosigkeitsgefühlen. Daraus resultiert, dass sie auch weniger in Rückzugs- und Vermeidungshaltungen verhaftet sind und weniger zu Problem meidenden Bewältigungsverhalten neigen.

Für nicht-resiliente Kinder stellt sich die Welt beziehungsweise ihr Leben als ungeordneter und unstrukturierter dar. Sie betrachten ihr Leben und auch Ereignisse als weitgehend abhängig von Zufall, Glück, Schicksal oder gar Pech.

Vor allem erweisen sich die folgenden Schutzfaktoren als hochrelevant für die soziale Arbeit mit Kindern und Jugendlichen: ein strukturgebendes Erziehungsklima, in dem Eltern konsistente und klare Verhaltensregeln geben sowie den Alltag strukturieren; ferner Eltern eine konsequente Erziehungsdisziplin zeigen und deutlich elterliche Kontrolle und Aufsicht (parental monitoring) ausüben. In der Jugendhilfe sind professionelle HelferInnen immer wieder mit Eltern konfrontiert, die keine Kenntnisse haben über den Verbleib ihrer Kinder während des Tages, über die Kontakte ihrer Kinder in der Freizeit oder gar auch über die Herkunft von Konsumgütern (Handy, Markenturnschuhe), woraus sie gegebenenfalls Anhaltspunkte für die Gefährdungen ihres Kindes entwickeln könnten. Hierin die Eltern zu bestärken, dass sie nachfragen, ihren Kindern deutliche Vorgaben geben und damit ihr Interesse an den Kindern verdeutlichen, ist eine wesentliche Aufgabe in jeder Arbeit mit diesen Familien. Jugendhilfefamilien beziehungsweise sozial benachteiligte Familien sind per se mit vielfältigen Risiken in ihrem sozialen Umfeld konfrontiert, um so mehr bedürfen die Kinder der elterlichen Kontrolle, um sie vor Gefahren zu schützen. Ein kontrollierender Erziehungsstil, der von vielen professionellen HelferInnen eher für sich beziehungsweise für ihre eigene Familie abgelehnt wird, ist für diese Familien essentiell überlebensnotwendig und sollte von Seiten der HelferInnen mit Respekt und Wertschätzung für die elterlichen Erziehungsbemühungen begegnet werden.

Insgesamt zeigt sich durch die Studien zur Resilienz, dass potentiell gefährdende Ereignisse beziehungsweise Faktoren auch immer einen „stärkenden Effekt“ beinhalten, wenn diese erfolgreich bewältigt werden (Anthony 1987).

Bisher zeigen die meisten Resilienzstudien sowohl aus dem angloamerikanischen als auch aus dem deutschen Raum einen Fokus auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen und wie sie diesen dann als Erwachsene Belastungen und Benachteiligungen, die sie in Kindheit und Jugend erlebten, begegneten. In diesen Studien werden die Familien in der Regel als Ursache für das Leid der Kinder betrachtet. Daraus resultiert, dass in diesen Studien ein besonderes Augenmerk auf Ersatzbeziehungen außerhalb der Familien gerichtet wird. Diese Ersatzpersonen wirken dann den „zerstörerischen“ Einflüssen der Eltern entgegen. Die Potenziale an Ressourcen, die in der Familie als solche möglich wären, werden dabei bisher nicht gesehen (Walsh 1998).

Wollen professionelle HelferInnen jedoch mit diesen Familien arbeiten, ist es meines Erachtens unerlässlich, darauf zu fokussieren, wie es diesen Familien – und nicht nur Individuen – gelingt, ihren (Erziehungs-)Aufgaben und Alltagsforderungen gut funktionierend nachzukommen.

Die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Resilienzforschung hat – wenn sie von den Praktikern ernst genommen und aufgegriffen werden – erhebliche Auswirkungen auf die konkrete Arbeit: und zwar sowohl bezogen auf die Vorgehensweisen in der Arbeit mit den Familien als auch auf die Sichtweisen der beteiligten professionellen HelferInnen. Angesichts der Ergebnisse der Resilienzforschung kann die alles entscheidende Rolle, die *bisher den Erfahrungen in den frühen Lebensphasen* gegeben wurde, nicht in dem bisherigen Umfang aufrechterhalten bleiben. Vor allem die starke Betonung und hohe Bedeutung, die der Bindung von Mutter und Kind gegeben wird, ist angesichts der Kenntnis der Resilienzforschungsergebnisse deutlich zu relativieren. Vor allem ist bei bindungstheoretischen Überlegungen zu fragen, was diese für das Aufwachsen von Kindern in Familien bedeutet, in denen diese Bedingungen nicht gegeben sind und eine „gelingende“ Bindung nicht möglich ist. Lassen sich professionelle HelferInnen auf die Erkenntnisse von – auch familialer – Resilienzforschung ein, bedeutet dies auch, sich von der vorherrschenden Idee zu verabschieden, dass frühe oder schwere traumatische Kindheits- und Jugenderfahrungen nicht ungeschehen gemacht werden könnten und dies nur durch Ersatzbindungen oder Nachholen von Bindungserfahrungen geschehen kann. Es gilt meines Erachtens Abschied zu nehmen von der Vorstellung, dass Elend und Notlagen sich für immer zerstörerisch auf das Leben der Kinder, Jugendlichen und dann Erwachsenen auswirken.

Menschen sind flexibler im Umgang mit den Herausforderungen in ihrem Leben, als dies allgemein angenommen wird. Wichtiger noch: Resilienz kann nicht einfach mittels positiver Gestaltung von frühen Interaktionen für immer hergestellt werden. Resilienz – und dies ist von besonderer Bedeutung für die soziale Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen – kann zu jedem Zeitpunkt im Lebenszyklus entwickelt werden (Werner u. Smith 1992). Problemspiralen können zu jedem Zeitpunkt eines Lebens umgedreht werden.

Bei einer immer noch vorherrschenden Fokussierung auf die Mutter-Kind-Beziehung und auf den Schaden, den Eltern anrichten können, werden insbesondere Geschwisterbeziehungen und auch das Netz der erweiterten Familie in ihrer Bedeutung übersehen. Unter anderem haben Werner und Smith (1982 und 1992) betont, dass es in jedem Alter wichtig ist, eine große Bandbreite von unterstützenden Beziehungen zu haben.

Wenn ein Resümee aus den Ergebnissen der Resilienzforschung gezogen werden kann, dann ist es, dass Menschen nicht ein Leben lang Opfer ihrer Kindheit sind. Resilient zu sein bedeutet mehr als zu überleben, das Gegenteil trifft zu: Die Erfahrungen können dazu beitragen, auch andere schwierige Situationen und Probleme zu meistern. Sehr schmerzhaft Wunden zu heilen, letztlich Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen und dieses Leben anzunehmen, dies ermöglicht Resilienz.

Wichtig ist zu betonen, dass Resilienz nicht gleichgesetzt werden darf mit Invulnerabilität (Unverletzlichkeit), denn dann würde menschliche Verletzlichkeit gleichgesetzt mit Schwäche und Invulnerabilität mit Stärke. In der Einbeziehung der Forschungsergebnisse zur Resilienz ist es von zentraler Bedeutung, dass Menschen aufgrund ihrer Schwierigkeiten in der Bewältigung von Elend, Not und Leid nicht ausgegrenzt oder beschuldigt werden, sie hätten versagt. Vor allem ist daher davor zu warnen, dass insbesondere die Politik nicht die Erkenntnisse der Resilienzforschung zu nutzen versucht, um damit Ungleichheiten bestehen zu lassen und Hilfeangebote zu reduzieren beziehungsweise zu streichen.

Immer wieder ist zu beobachten, dass der Arbeit mit Jugendhilfefamilien wenig Chancen gegeben werden und Arbeitsansätzen, die auf positive Veränderungen in diesen Familien setzen (Conen 2002), mit Skepsis begegnet wird – oftmals verbunden mit einer (unausgesprochenen) Einschätzung (Conen 1997), dass diesen Familien doch letztlich nicht zu helfen sei. Die Gegenfrage, die sich dazu einstellen sollte, lautet: Was gibt uns professionellen HelferInnen das Recht, Familien aufzugeben?

Not und Elend, auch Traumata, sind vielen professionellen HelferInnen selbst vertraut. Ihre eigenen Erfahrungen ermöglichen oftmals erst einen Zugang zu diesen Familien, da die HelferInnen wissen, wovon die Familien sprechen. Solche Erfahrungen stellen meines Erachtens eine wichtige Voraussetzung dar, mit Familien beziehungsweise Klienten zu arbeiten, und sind ein wesentlicher Bestandteil der Beziehungsarbeit (Wedekind 1986) und nicht Ausdruck einer Hilflosigkeit von Helfern.

Professionelle HelferInnen sind also oftmals selbst lebender Beweis von Resilienz. Im Anschluss an meinen Vortrag im Rahmen der Tagung „Diagnostik in der Kinder- und Jugendhilfe“ stellte ich die Frage, wer sich anhand der Resilienz-Kriterien als resilient bezeichnen würde – es betrachteten sich über zwei Drittel der Anwesenden selbst als resilient.

Diese „kleine Befragung“ bestätigt in gewisser Weise andere Studien, die besagen, dass fast die Hälfte der Kinder aus hochrisikobesetzten Lebensumständen eine normale Entwicklung einnahmen, sogar 6-12 Prozent nahmen eine außergewöhnliche positive Entwicklung (Rutter 1985, Kaufman u. Zigler 1987, Anthony 1987, Werner u. Smith 1992). Ein Ergebnis ist in diesem Zusammenhang ganz besonders zu beachten (Kauf-

man u. Zigler 1987, Honig 1986): Die meisten als Kinder misshandelten Erwachsenen misshandeln ihre Kinder nicht.

In der Arbeit mit Familien ist immer wieder auffallend, dass vielfach von einem konservativen Familienbild, das eigentlich nur in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts für eine bestimmte Schicht Gültigkeit hatte, ausgegangen wird. Die damit zusammenhängenden Mythen über so genannte normale Familien implizieren, dass normale Familien problemfrei und sie die einzige zu lebende Form seien. Froma Walsh (1993) setzt diesem Mythos eine sehr zutreffende Definition von normalen Familien entgegen: **Normale Familien sind Familien, die klinisch noch nicht diagnostiziert wurden.**

Eltern aus dem Kontext der Jugendhilfe zeigen trotz schwerer Beeinträchtigungen und Traumatisierungen in ihrer eigenen Kindheit, Jugend oder auch im Erwachsenenalter, dass sie für ihre Kinder sorgen können und ein funktionales Familienleben führen. Diese Familien zeigen auch in krisenhaften Situationen Potenziale zur Selbstreparatur (Walsh ebd.). Sie haben die Fähigkeit, an den Herausforderungen, mit denen sie vor allem in krisenhaften Situationen konfrontiert werden, zu wachsen. Sie sind in der Lage, aus diesen Erfahrungen zu lernen und bewusst auch positive Entscheidungen zu treffen. Salvador Minuchin (Minuchin u. Nichols 1993) betont schon seit längerem, dass der Erfolg in der Arbeit mit diesen Familien ebenso stark von den Ressourcen einer Familie abhängt wie von den Fähigkeiten des professionellen Helfers, diese zu aktivieren.

Daraus resultierend gilt es, Froma Walshs (1998) Empfehlungen für die Arbeit mit diesen Familien aufzugreifen:

- Familienmitglieder sollten in ihrer Zusammenarbeit unterstützt werden.
- Dadurch werden neue und erneuerte Kompetenzen auf- und ausgebaut.
- Die gegenseitige Unterstützung der Familienmitglieder wird forciert.
- Die Familienmitglieder werden in ihrem Glauben bestärkt, dass die Familie auch in schwierigen Zeiten zusammenbleiben wird.

Gelingt es, diese Aspekte bei den Familien herauszuarbeiten, führt dies zur Entwicklung eines Familienklimas, das eine Haltung hervorruft, als Familie gemeinsam auch unüberwindbar geglaubte Hindernisse überwinden zu können.

Resiliente Familien – so unter anderem Beavers und Hampson (1990) – zeigen eine Koppelung von Erfolg in der Lösung von Problemen mit Sichtweisen, die unter anderem den Erfolg in Teilen abhängig von Variablen sehen, die außerhalb der Kontrolle der Familie liegen – das heißt, die Familien sehen, dass nicht alle Aspekte, die zur Lösung beigetragen haben, in der Einflussnahme der Familie lagen. Des Weiteren gehörte zu diesen hervorzuhebenden Sichtweisen, dass die Eigenbetrachtung der Familie darauf ausgerichtet ist, die eigene Beeinflussbarkeit von Situationen zu erkennen und damit einen Unterschied herstellen zu können zu den Aspekten, wenn sie keinen Einfluss genommen hätten. Auffallend ist ferner, dass, wenn die Familien eine Haltung zeigen, dieser eine Akzeptanz menschlicher Begrenzungen zugrunde liegt, dies sich ebenfalls positiv auswirkt. Sie halten sich und niemanden für total hilflos und gleichzeitig ist ih-

nen deutlich, dass niemand alles beeinflussen kann. Das Selbstbewusstsein dieser Familien entwickelt sich aus der Kompetenz, die sich aus dem Bewältigen ihrer Aufgaben ergibt, und nicht aus der absoluten Kontrolle einer herausfordernden Situation – also eine Flexibilität, die sowohl eine Anpassung an die Umstände zum Ausdruck bringt als auch die Fähigkeit, eigene Einflussnahme herzustellen.

Auch Jugendhilfefamilien versuchen der Idealvorstellung – wie sie vielfach von den Medien suggeriert wird – einer normalen Familie zu entsprechen. Nehmen diese Familien keine Hilfe an oder ersuchen nicht zeitiger um eine Hilfe, so geschieht dies oftmals aus der Befürchtung heraus, als dysfunktional betrachtet zu werden. Insbesondere der Versuch, einem allgemeinen Normal-Modell von Familie zu entsprechen, ist bei diesen Familien dann jedoch gerade die Ursache für ihre Probleme und Nöte. Dabei ist mit Froma Walsh (1998) festzustellen, dass Individuen zwar für ihren Erfolg gelobt werden, Familien jedoch werden für jede Art von Versagen beschuldigt, nur selten wird Familien ein Erfolg zugeschrieben.

Hilfestellungen für Familien und auch Individuen sind in der Regel darauf ausgerichtet, dass diese ihren Aufgaben und den Anforderungen – im Rahmen der Jugendhilfe vor allem der Erziehung der Kinder – zufriedenstellender nachkommen können, als dies ohne die Hilfeangebote der Fall wäre. Dabei gehen professionelle HelferInnen im Allgemeinen davon aus, dass sich Änderungen in eine positive Richtung entwickeln werden.

Diese Annahme ist jedoch nicht immer Grundlage des Verständnisses der betreuten Familien, die aufgrund von Vorerfahrungen oftmals eine eher pessimistische, zumindest jedoch skeptische Haltung gegenüber Hilfeangeboten einnehmen. Gegenüber „Versprechungen“ von HelferInnen, dass einzelne Hilfeformen ihnen Besserungen ermöglichen werden, sind sie auf der Hut. Zu sehr sind bei diesen Familien Veränderungen häufig mit negativen Verläufen gekoppelt. Sie zeigen daher eher Zurückhaltung und Abwehr. Die Ängste vor Veränderungen gilt es sehr ernst zu nehmen, da die Enttäuschungen vor allem aus Hoffnungen resultieren, die nicht zum Tragen kamen. In nicht wenigen Familien hat es oftmals ein ganzes Bouquet von Hilfen gegeben, die alle nicht zu dem angestrebten „Erfolg“ (= Kinder sind nicht mehr auffällig) geführt haben. Wenn also eine vierte oder fünfte Hilfe in einer Familie geplant wird, sollte auf Seiten der professionellen HelferInnen mit bedacht werden, dass die Familien diese Hilfe auch als Ausdruck eines erneuten Scheiterns erleben (sie haben es wieder nicht alleine geschafft). Wieder erleben sie, dass sie ein Stück Kontrolle über ihr Leben verlieren. Die Ängste, ihr Leben könne aus den Fugen geraten, werden häufig als „Widerstand“ bezeichnet. Froma Walsh (1998) prägte ein Bild: Die Familien erleben ihr Leben als eine Art LKW-Fahrt durch ein Gebirge, sie wissen jedoch nicht, ob die Bremsen funktionieren, und sie tun das, was jeder tun würde, wenn diese Gedanken vorhanden sind: sie lassen den LKW stehen. Die Angst, sich am Ende in einer noch schwierigeren Situation zu befinden als jetzt, lässt sie die gegenwärtige Situation aushalten, gleich wie problematisch oder belastend die jetzige ist.

Jugendhilfefamilien leben auch bedingt durch ihre schwierigen materiellen Lebensbedingungen im Allgemeinen in einer permanenten Dauerbelastung und Krise. Sind Familien mit vielen Stressfaktoren konfrontiert, reagieren sie darauf meist mit Fehleinschät-

zungen, einer zunehmenden Erschöpfung und aus all diesem resultierend mit einer reduzierten Kompetenz. Dies alles kann dazu beitragen, das Gefühl einer alles überschwemmenden Hilflosigkeit zu entwickeln: Die nächste Katastrophe geschieht bestimmt, wenn sich etwas bewegt und sich etwas verändert. Veränderungen – so hat es sie die Vergangenheit gelehrt – gehen meist mit radikalen Einschnitten einher, die auch nicht wieder rückgängig gemacht werden konnten (zum Beispiel dauerhafte Unterbringung eines Kindes in eine Pflegefamilie).

Zu bedenken ist, dass Hilfeangebote auf diesem Hintergrund eine starke Bedrohung für Jugendhilfefamilien darstellen können, da das Ziel der Hilfen ist, Veränderungen zu unterstützen. Professionelle HelferInnen sind deswegen in gewisser Weise eine Art Personifizierung von Veränderung und Veränderungsnotwendigkeit. Professionelle HelferInnen sollten daher im Zögern, in der Zurückhaltung und auch Ablehnung von Hilfeangeboten durch die Familien in Betracht ziehen, dass dies auch Reaktionsweisen auf die impliziten und expliziten Veränderungsaufforderungen sind. Unsere veränderungsorientierte Arbeit stellt auch eine „Abwertung“ der bisherigen – wenn auch gegebenenfalls destruktiven oder unzureichenden – Lösungsbemühungen der Familien dar.

Die Bemühungen der Eltern, ihrer Erziehungsverantwortung gegenüber ihren Kindern nachzugehen, sind auf dem Hintergrund vielfältiger Probleme und schwieriger Lebensbedingungen sowie Traumatisierungen in Jugendhilfefamilien oftmals inkonsistent. Angesichts von Problemen in der Grenzsetzung oder Disziplinierung ihrer Kinder resignieren nicht wenige Eltern und geben ihre elterliche Autorität ab, wodurch das Problemverhalten bei den Kindern und vor allem bei Jugendlichen eher verstärkt wird. Die Eltern fühlen sich überfordert, sind emotional ausgelaugt und suchen unter anderem einen Ausweg in der Abgabe der Erziehungsverantwortung. Sie sind in ihrer Kränkung als erziehungsversagende Eltern dann auch zunehmend nicht mehr bereit, das Kind selbst weiter aufzuziehen (Cecchin u. Conen 2005). Eine andere Reaktionsform stellt der Versuch dar, über rigidere Kontrolle die Entwicklung ihres Kindes zu steuern, was meist verbunden ist mit weiteren Eskalationen, die ebenfalls zur Erziehungsresignation der Eltern beitragen.

Von daher ist es unbedingt erforderlich, einerseits den Eltern wieder dazu zu verhelfen, ihre elterliche Autorität zu übernehmen und ihren Kindern Regeln und Grenzen zu setzen und andererseits ihre Erfahrungen mit (negativen) Veränderungen aufzugreifen und mittels konkreter Aufgabenstellungen positive Erfahrungen in der Bewältigung ihrer Erziehungsaufgaben zu ermöglichen.

Ob die Familien für eine Zusammenarbeit motiviert sind, heißt angesichts der sie überschwemmenden Probleme die falsche Frage zu stellen. „Wie können wir diesen Familien helfen, ihren Kopf über Wasser zu halten, um Veränderungen und die damit verbundenen Anstrengungen auf sich zu nehmen?“ – das ist die Frage. Ihre Lebenserfahrungen sagen ihnen – vor allem den Eltern –, dass es meist keinen Grund zur Hoffnung auf positive Veränderungen gibt und Gefühle von Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit eher dem entsprechen, was zu erwarten ist. Ihre skeptische Haltung bringen sie – wie bereits erwähnt – auch gegenüber den professionellen Helfern zum Ausdruck, sie befürchten auch – und gerade – von den empathischsten HelferInnen doch letztlich wieder fallen gelassen zu werden. Von daher ist es von zentraler Bedeutung, diese Familien auch

dann nicht aufzugeben, wenn sie zuerst keine Hilfe annehmen wollen (Conen 1996 und 1999).

Die Zuversicht und der Blick auf die Potenziale und Ressourcen einer Familie durch professionelle HelferInnen helfen diesen Familien, wieder an sich selbst zu glauben (Walsh 1995, Conen 2002). Angesichts von größten Problemen und Leid zeigen diese Familien enorme Fähigkeiten und Stärken. Sie haben ein reichhaltiges Reservoir von positiven Intentionen, die oftmals darauf warten, genutzt zu werden. Diese Familien wissen in der Regel selbst, was sie in und an ihrem Leben verändern müssen, wenn es professionellen HelferInnen gelingt, den eigenen Beitrag der Familie zur Veränderung wertzuschätzen und sie in ihren Anstrengungen zu unterstützen. Sie brauchen meist keine Hinweise auf die Probleme, die sie haben, sie kennen sie zur Genüge.

„Wenn die Familien darum kämpfen, sich über Wasser zu halten, bedeutet schwimmen zu lernen, dass sie ihre eigenen Ressourcen entwickeln. Es ist letztlich einfacher, Fähigkeiten zu erweitern als negatives Verhalten zu stoppen.“ (Conen 2002).

Literatur:

Ahrons, C. (2004): We're still family. What grown children have to say about their parents' divorce. New York (HarperCollins Publishers).

Anthony, E. J. (1987): Risk, vulnerability, and resilience: An overview. In: E. J. Anthony a B. J. Choler (eds): The vulnerable child. New York (Guilford Press), pp. 3-48

Baldwin, A. L., C. Baldwin a. R. E. Cole (1990): Stress-resistant families and stress-resistant children. In: J. E. Rolf, A. S. Masten, D. Cicchetti, K. H. Nuechterlein a. S. Weintraub (eds.): Risk and protective factors in the development of psychopathology. Cambridge, NY (Cambridge University Press), pp. 257-280

Beavers, W. R. a. R. B. Hampson (1990): Successful families: Assessment and intervention. New York (Norton).

Bender, D. (1995): Psychische Widerstandsfähigkeit im Jugendalter: Eine Längsschnittstudie im Multi-problem-Milieu. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Dissertation.

Cecchin, G., M.-L. Conen (2005): Wenn Eltern ihre Kinder loswerden wollen. unveröffentlichtes Manuskript, in Vorbereitung zu Veröffentlichung.

Conen, M.-L. (1996): "Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden?" Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. Zeitschrift für systemische Therapie 14 (3): 178-185.

Conen, M.-L. (1997): Ambulante Hilfen – ohne Nachfrage? *AFET-Mitgliederrundbrief* (1): 7-17.

Conen, M.-L. (1999): "Unfreiwilligkeit – ein Lösungsverhalten. *Familiendynamik* 24 (3): 150-165.

Conen, M.-L. (Hrsg.): Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden – Aufsuchende Familientherapie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).

DeLongis, A., J. C. Coyne, G. Dakof, S. Folkman a. R. S. Lazarus (1982): Relationship of daily hassles, uplifts, and major life events to health status. *Health Psychology* 1: 119-136

- Farrington, D. P. a. D. J. West (1990): The Cambridge Study in Delinquent Development: A long-term follow-up of 411 London males. In: H. J. Kerner a. G. Kaiser (eds.): *Criminality: Personality behavior, and life history*. Berlin (Springer-Verlag), pp. 115-138
- Garnezy, N. (1985): Stress-resistant children: The search for protective factors. In: J. E. Stevenson (ed): *Recent research in developmental psychopathology*. Journal of Child Psychology and Psychiatric. Book Supplement, Vol. 4. Oxford (Pergamon Press), pp. 213-233.
- Goldstein, M. J. a. A. H. Tuma (eds.) (1987): Special section of high-risk research. *Schizophrenia Bulletin* 13 (3).
- Heitmeyer, W. (1996): Kinder- und Jugendkriminalität. Zum wachsenden Problem der sozialen Desintegration. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): *Kinder- und Jugendkriminalität in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen, Gegensteuerung*. Bonn (Presse- und Informationsstelle der Friedrich-Ebert-Stiftung), S. 25-37
- Honig, M.-S. (1986): *Verhäuslichte Gewalt*. Frankfurt/ M (Suhrkamp)
- Kaufman, J. a. E. Zigler (1987): Do abused children become abusive parents? *American Journal of Orthopsychiatry* 57: 186-192.
- Masten, A. S., N. Garnezy, A. Tellegen, D. S. Pellegrini, K. Larkin, a. A. Larsen (1988): Competence and stress in school children: The moderating effects of individual and family qualities. *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 29: 745-764
- Masten, A. S., K. M. Best a. N. Garnezy (1990): Resilience and development: Contributions from the study of children who overcome adversity. *Development and Psychopathology* 2: 425-444.
- Minuchin, S, M. P. Nichols (1993): *Familie – die Kraft der positiven Bildung. Hilfe und Heilung durch Familientherapie*. München (Kindler). (am. Original. (1993): *Family healing. Tales of hope and renewal from family therapy*. New York (Free Press).)
- Murphy, L. B. a. A. E. Moriaty (1976): *Vulnerability, coping, and growth*. New Haven, CT (Yale University Press).
- Olson, D. H., C. S. Russel, a. D. H. Sprenkle (eds.) (1989): *Circumplex Model: Systemic assessment and treatment of families*. New York (Haworth Press).
- Pfeiffer, C., P. Wetzels u. D. Enzmann (1999): *Innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und ihre Auswirkungen (Forschungsberichte, Nr. 80)*. Hannover (Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen)
- Redl, F. (1969): Adolescents – Just how do they react. In: G. Copena. S. Debovici (Eds.), *Adolescence: Psychosocial perspectives*. New York (Basic Books).
- Rutter, M. (1979): Protective factors in children's responses to stress and disadvantage. In: M. W. Kent a. J. E. Rolf (eds.): *Primary prevention in psychopathology*, Vol 3. Hanover, NH (University Press of New England), pp. 49-74
- Rutter, M. (1985): Resilience in the face of adversity: Protective factors and resistance to psychiatric disorder. *British Journal of Psychiatry* 147: 598-611.
- Walsh, F. (Ed) (1993): *Normal family processes*. New York (Guilford Press).
- Walsh, F. (1998): *Strengthening family resilience*. New York / London (Guilford Press), 2nd ed.

Wedekind, E. (1986): Beziehungsarbeit. Zur Sozialpsychologie pädagogischer und therapeutischer Institutionen. Frankfurt/ M. (Brandes & Apsel).

Werner, E. E. a. R. S. Smith (1982): Vulnerable bur invincible. New York (McGraw-Hill)

Werner, E. E. a. R. S. Smith (1992) Overcoming the odds. Ithaca/ London (Cornell University Press.

Wertlieb, D., C. Weigel a. M. Feldstein (1989): Stressful experiences, temperament, and social support: Impact on children's behavior symptoms. *Journal of Applied Developmental Psychology* 10: 487-503